
II

Georg Hirschfelds neuer Roman, „Der Kampf der weißen und der roten Rose“ ist keine Historie — der Titel ist irreführend und ist also kein guter Titel. Aber bei aller Gegenwärtlichkeit historisch anmuten könnte das Buch, insofern es das reine und charakteristische Produkt eines Kunstgeistes ist, den die Kritiker der Zeit heute einstimmig für überwunden und tot erklären, nämlich des Naturalismus. So ganz tot, so ganz überwunden kann er nicht sein, da er hier ein Werk hervorgebracht hat, welches, ohne neueren Bedürfnissen im mindesten zu schmeicheln, ausschließlich mit seinen Mitteln zu sich zu überreden vermag.

Ich gestehe, daß es mir nicht leicht wurde, mich in das Werk zu finden und zu schicken. Ein Gefühl der Entbehrung, der Freudlosigkeit wollte anfangs nicht weichen. Da ist kein Stil, kein Spiel, kein Geist, keine Ironie, keine Gehobenheit, keine Sprachlust, kein Kunstzauber. Der Vortrag ist farblos bis zum Konventionellen, der Dialog ohne Haltung und persönlichen Tonfall, ja selbst ohne den Reiz frappanter Wahrscheinlichkeit, und die erzählten Menschen sind bis auf blasse Nebenerscheinungen Mittelstand in sittlicher, psychologischer und sozialer Beziehung. Gleichwohl ist man am Ende gerührt, erwärmt und gewonnen.

Das Buch enthüllt seinen Wert, seine Eigenschaften langsam, und indem es das tut, gibt es Gelegenheit, den Geist des Naturalismus aufs neue zu studieren.

Dieser Geist zeigt eine eingeborene Tendenz — wenn nicht zur Größe, so doch zum Kolossalen, zur Quantität, zur Massigkeit. Hirschfelds Roman ist dafür ein Zeugnis; er imponiert durch den Umfang der Komposition, durch die Menge von Leben und Schicksal, die er bewältigt. Auf einem Schauplatz, der sich von einer höchst anschaulich gemachten kleinen Residenz Mitteldeutschlands über München, Berlin, Dresden ausweitet, wird das Schicksal zweier ganzer Familien, die sich zu Beginn des Buches verschwägern, einer volkstümlich-kleinbürgerlichen und einer patrizisch-künstlerischen, — wird, sage ich, das Leben und Schicksal jedes einzelnen Mitgliedes dieser vielköpfigen Familien in Leid und Lust, in Schuld und Streben, in Hoffnung und Enttäuschung, mit Liebesnächten, Entführungen, Hochzeiten, Niederkünften, Eheirungen, Geschäftsspekulationen, Testamenterrichtungen, Erbschleichereien und Todesstunden, kurz, in allen bürgerlichen und leidenschaftlichen Phasen, worin und woran die Charaktere sich bewähren, treu und gewissenhaft abgehandelt. Das ist ein echt naturalistisches Unternehmen. Und zudem ist der weitgespannte Rahmen mit einer Menge von Nebenfiguren, Chargen, Silhouetten gefüllt, von denen einige vortrefflich sind.

Was ferner aufs neue ins Auge fällt, ist der altruiistische Grundzug des Naturalismus, sein Mitleidsethos, welches, Verklärung und seelisches Komplement seines Wahrheitsfanatismus, gern sozialistische Formen annimmt oder doch, wie hier, allgemein-menschlich, als ein karitatives Sichneigen zu allem Schwachen, Ratlosen, Häßlichen,

Verworfenen und selbst Verworfenen erscheint und das Bedürftig-Menschlichste noch auf Erlöserarmen zur Kunst zu erheben trachtet. Ist dies die schönste Seite naturalistischer Dichtung überhaupt, so ist es gewiß die menschlich-schönste des Dichters Hirschfeld, und überall dort, wo diese Seite vorschlägt, liegen die Höhepunkte des Buches. Ich denke etwa an die Episode des Vaters, der seinen blödsinnigen Sohn so sehr „interessant“ findet; an die Todesfahrt der kleinen schwindsüchtigen Juliane Tränkle von Madeira nach Hause; namentlich aber an das Leben und Sterben Klementine Romingers, dieser strebenden, irrenden, taftlos-tatkräftigen, generösen und unseligen Frau, die so viel Unglück stiftet als sie erleidet, und die im Tode doch schuldlos und liebenswürdig erscheint. „Die Mutter war wieder ganz jung, als das Leben, wie es nun einmal gelebt werden mußte, von ihr genommen war. Ein Kind, ein Menschenkind, zum Glück bestimmt, vom Glück getäuscht, war Klementine. Verhängnis und Segen. Mitleidschöre aus allen Sphären riefen ihre Seele empor.“ Das ist ebenso schön, als es für diesen Dichter charakteristisch ist.

Wieder ein anderer Wesenszug des Naturalismus und derjenige, der die populäre Vorstellung von dieser Richtung vorwiegend bestimmt hat, ist ein gewisser üppiger Hang, die Natur in ihrem moralsfremden und unzüchtig-fertilen Wirken zu feiern, ein Hang zur Ausmalung geschlechtlicher Dinge, der Liebessehnsucht eines mannbaren Mädchens etwa — diese Neigung, die vor zwanzig Jahren dem peinlichen Mißverstehen wachsender Staatsanwälte zu begegnen pflegte. Ich denke an jene Seite, wo Toni Tränkle, dieses rechtschaffene Kind des Volkes und der Natur, in schwüler Gewitternacht, einsam, mit nackter Brust und bloßen Armen

auf ihrem Bette, „mit den Füßen auf der federnden Matratze stampsend, das Gesicht in die Arme gewühlt, halb seufzend, halb singend“ nach ihrem Karlmann verlangt. „Halb seufzend, halb singend“ ist vortrefflich und die ganze Passage ein gutes Beispiel naturalistischer Poesie.

Was den Humor betrifft, so fehlt er dem Naturalismus nicht ganz; doch erzeugt er ihn nicht auf subjektiv-künstlerische Art, nicht durch die Mittel des Vortrags und der Beleuchtung, sondern objektiv, durch das komische Dokument. Der lustig-erpresserische Brief, den in Hirschfelds Roman Frau Rominger von der Feinwäscherin Ulrika Rehbein aus Donauwörth empfängt, welche von Klementines freiherrlichem Schwiegersohn einen Buben besitzt und deren „Ansprücheinsgesamt und dann für immer Schluß 3000 Mark“ betragen, diene in seiner Exaktheit als amüsanter Musterstück dieses dokumentarischen Humors. — —

Georg Hirschfeld hat sein literarisches Charakterbild nicht immer rein und klar zu halten vermocht; der sanfte Dichter, in den Betrieb der Zeit gestellt und angehalten zu rastloser Produktivität, hat manches in höherem Sinne überflüssige Werk auf den Markt geworfen. Auf dieses hier möchte ich hinweisen, weil es mir zu seinen eigentlichen und echten zu gehören scheint; und ich möchte an dieser Stelle darauf hinweisen, weil er zu einem großen Teile in München spielt, viel Münchner Wesen ernst- und scherzhafter Natur zur Anschauung bringt und gerade Münchner Lesern gewiß reichen Genuß gewähren wird.